Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1934)

Heft: 12

Artikel: Gressoney - Grischun - Graubünden

Autor: Puorger, B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-396800

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Chur Dezember 1934 Nr. 12

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Gressoney - Grischun - Graubünden.

Von Prof. B. Puorger, Chur.

Gressoney, merkwürdiger Name! Schon das erstemal, wie ich ihn hörte, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, fiel er mir auf. Es schien mir, er sei irgendwie verwandt mit Grison – Grischun – Graubünden. Dann las ich bei Prof. Karl Meyer „Die Walserkolonie Rheinwald und die Freiherren von Sax-Misox" (Jahresb. Hist.-Antiq. Gesellsch. Graubd. 1927), daß im Süden der Walliser Alpen mehrere deutschsprechende Kolonien sich befinden, eine davon eben Gressoney, und von diesen Kolonien aus soll die Einwanderung der Walser nach Graubünden stattgefunden haben. Ich nahm mir vor, diese Orte einmal zu besuchen. Ich reiste teils zu Fuß, teils mit der Bahn über Furka und Oberalp und durch das Wallis nach Martigny und von hier über den Großen St. Bernhard nach Aosta.

Aosta ist ein schönes Städtchen in fruchtbarer Gegend und weist ziemlich viele Altertümer auf. Mein Ziel war aber Gressoney. In zwei oder drei Buchhandlungen des Städtchens bemühte ich mich, Literatur über Gressoney zu bekommen. Ich erhielt aber bloß eine Karte der Provinz Aosta, zu der auch Gressoney gehört. Mit dieser Karte wanderte ich dorthin.

Das Aostatal wird von der Dora Baltea durchflossen. Ungefähr 50 km stromabwärts von Aosta weg mündet bei Ponte San Martino die Lys in dieselbe. Das ist eben der Fluß, der vom Lys-

kamm am Monte Rosa kommt und das Gressoneytal durchfließt. Die Einwohner nennen ihn Leisa und das Tal Val Leisa. Das hängt jedenfalls mit Wallis zusammen. Ponte San Martino ist ungefähr 5 km vom Fort Bard entfernt, das in der Geschichte eine Rolle gespielt hat. Ich kam ziemlich früh am Vormittag dort an und hätte fast zwei Stunden auf das Auto nach Gressoney warten müssen. Da nahm ich wieder meinen Rucksack auf den Rücken und ging zu Fuß. Oberhalb Ponte San Martino ist ein großes Elektrizitätswerk, zu dem die Lys die Wasserkraft liefert. Das Gressoneytal ist vom untern Ende des Lyskammgletschers bis Ponte San Martino rund 40 km lang mit einem Höhenunterschied von ungefähr 2000 m. Es wird von hohen Bergen eingeschlossen. Diese bestehen im südlichen Teil bis über Gressoney hinaus aus Gneis, dann folgt auf beiden Seiten der Lys der Bündnerschiefer, der vom Serpentin und dieser seinerseits vom Grünschiefer abgelöst wird, und auf dem Kamm finden wir wieder den Gneis. Im unteren Teile ist das Tal sehr eng, die Abhänge sind furchtbar steil, und man begreift kaum, wie man dort hat Häuser bauen können. In Issime, 15 km ob Ponte San Martino, wird es etwas breiter. Bis hier herunter reicht noch heute die deutsche Sprache. Vor einem Menschenalter sprachen von 1617 Einwohnern 909 deutsch; heute sind es viel weniger. Bei Gressoney St. Jean, das 14 km nördlich von Issime liegt, ist das Tal noch etwas breiter. Ich mußte noch weitere 7 km gehen und kam nach Gressoney la Trinité, das sich in einer ziemlich breiten Talmulde befindet. La Trinité hat sich zu einem gut besuchten Fremdenkurorte entwickelt. Es sind da mehrere kleine und zwei größere Gasthöfe. Das Tal wird im Norden von der Monte-Rosa-Kette mit den gewaltigen Gletschern abgeschlossen, die einen großartigen Hintergrund zum Kurort bilden. Man könnte die Gegend mit Val Fex im Engadin vergleichen.

Ich hielt mich fast eine Woche dort auf und wäre noch länger geblieben, wenn das Wetter günstiger gewesen wäre. Obwohl Mitte Juli, war es oft empfindlich kalt. Von La Trinité aus kann man ohne große Anstrengung schöne Touren machen. Eines Tages stieg ich auf die Bettaforca (2676 m), über welche man ins Ayastal hinübergeht, ein anderes Mal zum Gabietsee. An beiden Orten hat man eine gewaltige Gletscherwelt vor sich. Am Gabietsee sind sie daran, den Damm zu erhöhen, um für den Winter mehr Wasser

aufzuspeichern. Dieses wird in großen Röhren nach La Trinité geleitet, wo sich das Elektrizitätswerk befindet. Neben den Röhren ist eine Drahtseilbahn errichtet, mit welcher sie den Sand zum Dammbau vom Tale hinaufbefördern, weil droben keiner zu finden ist.

Die Felder sahen gut aus, es sind hauptsächlich Wiesen, nur wenige Äcker mit etwas Getreide und Kartoffeln. Die Gressoneyer treiben Viehzucht. Ihre Wohnungen und Ställe sind überall zerstreut, längs dem Flusse in der Talsohle oder auf den Abhängen, wo es nicht gar zu steil ist. Die Gebäulichkeiten sind niedrig, unten aus Stein, oben aus Holz, und besitzen fast durchwegs um den ersten Stock herum eine Galerie. An einem Orte, wo das Fenster zu ebener Erde offen stand, schaute ich hinein: der Raum war in zwei Teile geteilt; auf einer Seite waren die Futterkrippen für das Vieh und auf der andern zwei leere Bettstätten. Alles sah sauber aus. Hundert Schritte weiter stieß ich auf ein Haus, welches bewohnt war; das Kamin rauchte. Ich klopfte an die Türe: sofort erschien eine Frau auf der Schwelle und redete mich an: „Wilimasinder." Ich kam mir vor wie der arme Handwerksbursche in Amsterdam in der Geschichte „Kanitverstan" von Johann Peter Hebel. Erst nachdem die Frau die Sache ein paarmal wiederholt hatte, verstand ich sie. „Welcher Mann seid ihr?" wollte sie sagen. Es war mir viel schwieriger, mit den Frauen zu reden, als mit den Männern. Diese wandern zum größten Teil nach deutschsprechenden Gegenden aus. So haben sie das Eigentümliche ihrer Sprechweise eingebüßt, und man versteht sie besser als die Frauen, die zu Hause bleiben und nur ihren Dialekt reden. Diese sind auch der festen Überzeugung, man könne das Deutsche in Gressoney nicht ausrotten, obwohl man im Gottesdienst sich ausschließlich des Italienischen bedient und in der Schule nur ein paar Stunden wöchentlich Deutsch erteilt. Die Großzahl der Männer, mit welchen ich gesprochen habe, sind anderer Ansicht; sie meinen, das Deutsche werde nicht lange mehr standhalten, auch aus dem Grunde, weil man jetzt viel weniger Beziehungen zu Deutschland habe. Früher seien ihre Leute als Stoffhändler (Krämer) dorthin gezogen, jetzt komme das nicht mehr vor. Auch der Verkehr mit der Schweiz, d. h. mit dem Wallis, habe abgenommen. Die Leute seien jetzt bequemer geworden und mögen nicht mehr so leicht zwei Bergpässe überschreiten, um nach Zermatt zu gehen. Es sei

jammerschade, daß die Kirche und der Staat mit dem Deutschen so verfahren. Mit der deutschen Sprache hätten ihre Vorfahren und sie ihr Brot verdient; wenn die Gressoneyer nicht mehr Deutsch können, werde sich die Gegend entvölkern, denn von dem Ertrag des Bodens allein könnten sie nicht leben, und nur mit dem Italienischen käme man auf keinen grünen Zweig.

Ihr Vieh gehört der Simmentaler Rasse an, sie haben es von dorther eingeführt. Da die Alpen und Weiden in Gressoney viel steiler sind als im Simmental, so hat sich auch die Viehrasse geändert, sie hat sich den Bodenverhältnissen angepaßt. Die Tiere in Gressoney sind kleiner und beweglicher als die im Simmental. Die Gemeinde besitzt weder Wälder, noch Alpen oder Weiden; alle sind in Privatbesitz. Jeder Bauer hütet sein Vieh auf eigenem Grund und Boden. Längs den Wegen, die zu den Wiesen und Weiden führen, sind ziemlich hohe feste Mauern errichtet. An einem Abend, da ich mich von einer Anhöhe herunter nach La Trinité begab, begegnete ich einer Frau, die zusammen mit ihren drei oder vier Kindern eine Viehherde den Weg herauf trieb. Sie ging den Tieren voran und schrie mir schon von weitem zu, ich solle über die Mauer in die Wiesen steigen. Ich fragte sie, ob ihre Kühe so böse seien und die Menschen angreifen. „Nein, nein," sagte sie, „aber die Fremden fürchten sich doch vor ihnen." „Gute Frau," sagte ich ihr, „ich fürchte mich nicht vor Ihren Kühen, ich habe mit solchen viel zu tun gehabt." Sie hatte mich für einen großen Herrn und nicht für einen Bauernsohn angesehen.

Das Gras auf den Wiesen stand sehr schön. In St. Jean hatte man angefangen zu mähen. Es geht alles noch von Hand, nirgends habe ich Mähmaschinen gesehen. Mir schien es, auch in La Trinité wäre das Gras reif, und sagte es den Leuten. Sie antworteten mir darauf, sie fangen erst dann und dann an zu mähen. Die Zeit ist genau bestimmt. So gehen alle zusammen daran, und man zerstampft sich nicht gegenseitig das Gras. – Die Vegetation im obern Teile des Tales ist schön. Wie man mir sagte, gibt es dort eine große Anzahl ganz seltener Pflanzen. Im Hotel, wo ich wohnte, waren ein Herr und zwei Damen aus England, die hergekommen waren, um die Flora zu studieren. Der Hotelbesitzer sagte mir, sie hätten in ihren Zimmern einen ganzen Haufen Bücher über Pflanzenkunde. Sie behaupteten scheint's, sie hätten in Gressoney 120 neue Pflanzen entdeckt, die bis jetzt von niemand beschrieben

worden seien. Jeden Abend stellten sie auf einen Tisch im Speisesaal eine Anzahl Pflanzen, die sie an dem Tage bestimmt hatten. Es waren schöne Exemplare, für mich die meisten neu. Es sind dort lauter lichte Lärchenwälder, wo die kleinen Pflanzen gut gedeihen können. Im obern Gressoneytal sind die Tannen selten.

Es kam der Sonntag. Von den Höfen kamen die Leute in ihren Sonntagskleidern nach La Trinité zur Kirche. Die Männer tragen keine besondere Tracht, wohl aber die Frauen. Sie tragen, wenigstens am Sonntag, einen scharlachroten Rock, ein blaues Mieder, das bis weit über die Brust herunter offen ist und das schneeweiße Hemd sehen läßt, auf dem Kopfe entweder einen schwarzen Hut oder ein buntes Tuch und an den Füßen dicke Holzschuhe, die aus einem Stück bestehen. Ich nehme an, daß der Raum für den Fuß aus dem Holz herausgemeißelt wird.

Ich stand auf dem Platze vor der Kirche, bevor der Gottesdienst begann, und schaute zu, wie die Leute herbeikamen. Die buntfarbigen Gruppen, die sich über die grünen, mit schönen Blumen besäten Wiesen bewegten, gewährten mir einen herrlichen Anblick. Vor der Kirche fanden die großen Begrüßungen statt. Wie komisch! Vor der Kirche fast ausschließlich Deutsch und drinnen nur Italienisch. Als die Leute aus der Kirche traten, hatte ich wieder Gelegenheit, sie anzuschauen. Die Gressoneyer sind Walser, wie bei uns die Einwohner von St. Antönien und Safien, von Vals und Rheinwald; sie stammen aus dem Wallis. Wie das gekommen ist, darüber bestehen mehrere Auslegungen.

1. Das Wallis soll im frühen Mittelalter übervölkert gewesen sein; daher sei ein Teil der Bevölkerung über die Alpen gezogen und habe sich in den obern Tälern jenseits derselben niedergelassen.

2. Nach Tardinetti, einem Turiner Geistlichen, war zur Zeit Karls des Großen die Familie Biandrate große Grundbesitzerin in Gressoney und im Wallis und zog die Walliser zur Bearbeitung ihrer Güter nach Gressoney herbei.

3. Gressoney war ein Lehen des Bischofs von Sitten, und dieser verpflanzte seine Walliser dorthin.

Sei dem wie da wolle; sicher ist, daß die deutschsprechenden Leute in den Tälern südlich des Monte Rosa und die Walliser zum gleichen Volksstamm gehören. Das beweisen die gleichen Familien- und Flurnamen, die gleiche Sprache und die gemeinsamen Ge-

bräuche. Um von Zermatt nach Gressoney zu kommen, zogen sie über den Theodulpaß (3322 m) nach St. Jacques im Ayastal (1878 m) und von hier über die Bettaforca (2676 m) nach Gressoney la Trinité. Der Theodulpaß wurde schon zur Römerzeit als Übergang benutzt. Man hat nach Schulte auf dem Gletscher römische Münzen gefunden. Während des Mittelalters ging man mit Heeren darüber. Es sollen am Theodulfelsen noch Überreste von einer Befestigung zu sehen sein. Der Theodulpaß wurde bis in die jüngste Zeit herein zum Viehtransport benutzt. Die Gressoneyer brachten ihre Simmentaler Kühe und Stiere auf diesem Wege ins Tal herein. Auf der Bettaforca war ich selber, er ist ein leichter, schöner Übergang, man geht die ganze Zeit über Alpweiden. Noch heute benutzen die Gressoneyer oft den Theodulpaß, um ins Wallis zu gehen. So ist es sehr glaubhaft, daß Gressoney vom Wallis aus über diesen Paß her bevölkert worden sei. Das Paralleltal zu Gressoney ist im Westen die Val de Challant, ihr oberstes Nebentälchen, wo die Deutschwalliser durchgingen und sich vielleicht zeitweise auch niederließen, nannte man früher „le Canton des Allemands".

Nach Neumann kommt der Name Gressoney von Kressen-Aue. In der Nähe von La Trinité ist an der Lys eine flache Wiese, welche Eye hieß, jetzt Ejo. Auf derselben soll die Kresse, französisch cresson, in großer Anzahl vorkommen. Die Einwanderer nannten den Ort Kressen-Eye, woraus dann Gressoney entstand. Nach Bohnenberger „Die Mundart der deutschen Walliser" nannten diese früher „La Trinité" das Dächlein, das wäre das Schutzdach vor der Gebetstelle und St. Jean die Pfarrkirche.

Von den deutschen Kolonien im Süden des Monte Rosa ist Gressoney die bedeutendste. Wahrscheinlich wurden von hier aus die obern Teile des Tals der Sesia bevölkert. Die wichtigsten deutschen Orte sind hier Alagna, deutsch das Land, Rimella und Rima. Im Sesiatal nennen die Deutschen den Fluß das Landwasser und den Hauptort Platz, wie bei uns z. B. in Davos. Von Gressoney nach dem Sesiatal gibt es drei gangbare Pässe: il Passo dell'uomo, den Paß von Valdobbia (2479 m) und il Colle d'Olen (2909 m); jedenfalls ist dieser der begangenste, da auf der Paßhöhe sich ein Gasthof befindet. Vom Sesiatal nach Macugnaga, das auch eine deutsche Kolonie ist, führt il Passo del Turlo. Die Deutschen nennen den Fluß, der auch vom Monte Rosa kommt, nach

Osten fließt und in die Tora mündet, Fisp. Macugnaga kann auch vom Saastal über den Monte Moro (2462 m) her bevölkert worden sein. Die deutschen Kolonien im Süden des Monte Rosa gehören zu Italien, Simpeln und Ruden-Gondo an der Straße, jenseits des Simplon, liegen auf Schweizer Boden.

Vom Oberwallis führt der Albrunpaß (2410 m) vom Binental ins Deverotal und der Griespaß (2460 m) von Ulrichen ins Formazzatal. Beide Täler gehören zum Stromgebiet der Tosa, auf deutsch Reuß genannt, und beherbergen eine deutschsprechende Bevölkerung. Sie wurden auch vom Wallis aus bevölkert. Vom Formazzatal werden diese Walliser über die Gurinfurka (2322 m) gezogen sein und sich in Gurin, heute Bosco, das sich in einem Seitentale der Maggia befindet, niedergelassen haben. Bosco ist bekanntlich der einzige Ort im Tessin, wo man deutsch spricht.

Aus dem Oberwallis ist die deutsche Bevölkerung über die Berge nach dem Süden ausgewandert und hat sich in den oberen Tälern jenseits der großen Alpenkette angesiedelt. Sie fand dort leichter ihren Unterhalt. Die geologischen Verhältnisse sind im Norden und im Süden der Walliser Alpen ungefähr die gleichen, aber nicht die meteorologischen und die wirtschaftlichen. Das St. Nikolai- und Saastal gehören zu den trockensten Gegenden der Schweiz. Wir haben hier einen Niederschlag von 53 bis 77 cm im Jahr, im Gressoney-, Sesia- und Anzatal mehr als das Doppelte, 125 bis 160 cm. Daher ist die Vegetation in diesen Tälern viel üppiger, der Boden bringt bei geringerer Arbeit bedeutend mehr hervor als auf der Nordseite. Auch in bezug auf das Wirtschaftliche haben es die Südtäler viel besser, sie sind in der Nähe der Poebene, wo sie leicht ihre Molkereiprodukte gegen Brotfrucht und andere Nahrungsmittel eintauschen können. Obwohl die Einwohner der Südtäler von ihren Stammesgenossen durch den großen Alpenwall getrennt waren und sogar zwei Bergpässe überschreiten mußten, um zu ihnen zu kommen, herrschte früher doch ein reger Verkehr zwischen ihnen. Das scheint uns, die wir in der Zeit der Eisenbahnen, des Autos und des Flugzeugs leben, fast unmöglich, und doch war es so. Daher redet man in diesen Tälern noch heute deutsch. Die Einwohner sind Walser.

Im Rhonetal reicht das Deutsche bis Salgesch, der letzten Bahnstation vor Sierre, hinunter. Vom Theodulpaß weg gegen Westen finden wir keine Übergänge über die Alpen bis zum Großen Sankt

Bernhard. Über diesen sind die französischsprechenden Walliser gezogen und haben die Val du Grand St. Bernhard bevölkert. Hier wie in der Val Entremont finden wir den gleichen Menschenschlag, ungefähr die gleiche Sprache und die gleiche Bauart. Wie in den Kolonien südlich vom Monte Rosa und im Formazzatal das Deutsche, so wird im Tale des Großen St. Bernhard heute das Französische durch das Italienische verdrängt.

Grischuns e Ligias, oder: Woher kommt der Name Graubünden?

Von Dr. R. A. Ganzoni, Chur.

In Graubünden wurden seit dem 15. Jahrhundert Land, Volk und Staat vielfach mit Namen bezeichnet, in denen das Wort grau, bzw. die entsprechenden Worte der romanischen Sprachen wie grisus, griseus, grisch, grigio, gris sowie Grisoni etc. auftreten. Wir verweisen in dieser Richtung auf die Bezeichnungen: Liga Grisa, Ligae Grisae, Canum Foedus; Ligia Grischa, Ligias Grischas; Ligue Grise, Ligues Grises; Grissoni, Grissani, Grixani, Grigioni, Grischuns, Grisonaei; Grauer Bund, Graue Bünde etc.

Über die Herkunft dieser Bezeichnungen haben Prof. Dr. W. Oechsli und Prof. Dr. C. Jecklin vortreffliche Arbeiten veröffentlicht. Es kann nun nicht an dem sein, daß der Inhalt dieser Arbeiten hier ausführlich wiedergegeben werde. Vielmehr muß es genügen, an dieser Stelle auf die Arbeiten zu verweisen und im übrigen hier dasjenige wiederzugeben, was für unseren speziellen Zweck besonders wichtig ist.

Nun führt Dr. Oechsli aus, die Bezeichnungen der romanischen Sprachen für Graubünden seien viel früher zu alleiniger Geltung gekommen als die deutschen; die ersteren reichten sicher in das 15. Jahrhundert zurück. Demgemäß kamen die Bezeichnungen Liga Grisa, Ligae Grisae, Grissoni etc. viel früher zu allgemeiner Geltung als die Bezeichnungen Grauer Bund, Graue Bünde, Graubündner etc. Wenn aber die romanischen Formen viel früher zu allgemeiner Geltung kamen als die deutschen, so kann daraus wohl